

Vom Galgenhügel zum Villenquartier : Gellert : das Quartier vor dem St. Alban-Tor

Autor(en): **Währen, Sabine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2006)**

Heft 6: **Gellert : vom Galgenhügel zum Villenquartier : Luftmatt - die
Wirtschaftsschule mit Zukunft : Max kämpft und der Schnurrbart
Stalins**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vom Galgenhügel zum Villenquartier

Gellert: Das Quartier vor dem St. Alban-Tor



[sw.] Eines ist sicher: Der Name des Quartiers hat nichts mit dem Dichter Christian Fürchtegott Gellert zu tun. Allerdings ist nicht auszuschliessen, dass es sich dabei um den Namen eines früheren Landbesitzers handelt, der – wie das in ländlichen Gebieten üblich war – zum Flurnamen geworden ist. Der bereits im 14. Jahrhundert erwähnte Name «Göllert» könnte aber auch einst die Bezeichnung für ein teilweise gerodetes Waldgebiet, die Gäle Hard, im Bereich des heutigen Gellert sein. Wie auch immer, für Basler steht das Gellert für gehobenes Wohnen.

Berichten zufolge soll die Stadt Basel bis ins hohe Mittelalter in einer Tiefe von einem bis zwei Kilometern von Weiden und Ackerland umgeben gewesen sein. Dort, wo sich heute die Steinwüste der Aussenquartiere ausbreitet, war Wald. Wald bedeckte auch das Gebiet, das wir heute Gellert nennen. An den Fluss- und Bachläufen wuchsen Erlen und Weiden, im Waldesinneren breiteten sich Laubbäume aus: Buchen und Eichen, aber auch Birken, Espen und Eschen. Die Mönche des St. Alban Klosters drangen in die Wildnis ein und kultivierten sie. Als die Basler in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts beschlossen, in unmittelbarer Nähe der alten Heerstrasse nach Süden eine weitere Stadtbefestigung hochzuziehen, lag der Bauplatz noch in einer dichtbewaldeten Gegend. Den Durchgang markierte das Aeschentor, ein quadratischer, mit einem Zeltdach bedeckter Turm. Trotz seiner eher bescheidenen Bauart war das Aeschentor nicht nur Basels bedeutendstes Eingangstor vom Jura her, sondern auch dasjenige, das den grössten historischen Ruhm beanspruchen durfte. 1440 wurde der eben ernannte Papst Felix V. «mit dem Heiligtum und aller Pfaffheit» in die Stadt geleitet. Vier Jahre später versuchten die Basler durch das verstärkte Tor den durch die Armagnaken in schwerer Bedrängnis geratenen Eidgenossen bei St. Jakob Hilfe zu leisten. 1501 bot das Tor auswärtigen Gästen Einlass zur festlichen Aufnahme Basels in den Schweizer Bund, 1833 zogen sich die geschlagenen städtischen Milizen nach den blutigen Kämpfen mit den Baselbietern hinter die schützenden Mauern zurück.

Die Stadt verändert ihr Gesicht

1815 lebten rund 16 700 Menschen in Basel, das sind nur etwa 4000 mehr als zur Zeit des Konzils. Mit der Kantonstrennung zählte die Stadt zusammen mit den Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen kaum 25 000 Einwohner.

Doch mit dem Einsetzen der Industrialisierung änderte sich das Stadtbild innerhalb weniger Jahrzehnte grundlegend. Das Aufkommen industrieller Grossbetriebe steigerte den Bedarf an billigen Arbeitskräften enorm. Dies setzte einen beispiellosen Zustrom von Landbewohnern in Gang, die in ärmlichen Verhältnissen gelebt hatten und die sich in der Stadt eine bessere Existenz erhofften. Sie bildeten die neue soziale Unterschicht, das hart am Existenzminimum lebende Industrieproletariat. Die Arbeiter bezogen Wohnungen in alten, baufälligen Häusern in der Altstadt, die mit wachsendem Zustrom in immer kleiner werdende Einheiten zerlegt wurden. Diese waren bald hoffnungslos überfüllt. Um die Mitte des Jahrhunderts war in den typischen Arbeitervierteln am Spalen- und Heuberg, an der Gerbergasse und am Steinenbachgässlein auch die letzte Kammer bis unter das Dach besetzt. Die Wohnungen waren dunkel und feucht, die sanitären Einrichtungen ein riesiges

Problem, so dass es zu einer verheerenden Choleraepidemie kam, die den Staat zum Handeln zwang.

Zuvor waren Gesetze über Strassenkorrekturen und über die Stadterweiterung wirksam geworden, die auch das Niederreißen des mittelalterlichen Mauerrings guthiessen. An Stelle der Mauern, Bollwerke, Gräben und Schanzen entstanden grüne Promenaden und Parkanlagen, die mehr Luft und Licht in die Stadt bringen sollten. Allerdings steckten hinter diesen edlen Motiven auch politische und wirtschaftliche Gründe. Wäre das gewonnene Land als privates Bauland verkauft worden, so hätte der Staat, gemäss dem bei der Kantonstrennung gefällten Schiedsgerichtsurteil, dem Kanton Basellandschaft zwei Drittel des Ertrags abtreten müssen.

In einer ersten Ausbauphase zwischen 1860 und 1900 entstanden in den Quartieren um den Mauerring – Breite,

Gellert, Gundelingen, Am Ring, Wettstein, Clara und Matthäus – an die 6000 Wohnhäuser. Obwohl alle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut wurden, formten sich auf Grund unterschiedlicher Sozialstrukturen sehr verschiedene Baustile aus, die den Charakter der Quartiere bestimmten. In der Tat sah vor allem das Grossbürgertum seine Ansprüche an eine gehobene Wohnqualität in der beengenden Stadt immer weniger erfüllt. Es zog vor die Tore auf den Gellert, wo allmählich das Basler Villenquartier entstand.

Zum Missfallen der Mönche hierher verlegt

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts liess die Stadt Basel einen weithin sichtbaren Hinrichtungsplatz im Osten vor dem St. Alban-Tor errichten, sehr zum Missfallen der Klosterbrüder von St. Alban. Es war damals üblich, Richtstätten am Rande der sogenannten Bannmeile –



also am Rande der städtischen Rechts-
hoheit – aufzustellen. Neben dem Gal-
gen stand eine vertikale Radachse, auf
welcher die Geräderten unter Qualen
starben. Früher bildeten drei Säulen die
Stützen auf denen jene Balken ruhten,
an denen die Stricke befestigt wurden.
Bis zu sechs arme Tröpfe konnten hier
in einem Gang gehängt werden. So wur-
de etwa am 7. Juli 1653 der Weber Ueli
Schad von Oberdorf hingerichtet. Die
Basler Obrigkeit betrachtete ihn als die
Seele des Aufstandes der Baselbieter
Bauern. Daher liess sie ihn nicht, wie
sechs andere Bauernführer, vor dem
Steinentor beim «Kopfabheini» ent-
haupten. Stattdessen wurde er auf
dem Gellert aufgehängt, was weitaus
schmachvoller war, als durch das
Schwert gerichtet zu werden. Mehr noch:
Ihm wurden der damals übliche Bei-
stand eines Geistlichen und ein christ-
liches Begräbnis verwehrt. Hans Jakob
Tschudi von Eptingen endete ebenfalls
auf dieser Richtstätte. Er soll seinen Vater

aus Eifersucht umgebracht haben und
wurde deshalb zum Tode verurteilt. Das
Urteil wurde noch verschärft, indem er
zum Zeichen der Schande auf einem
Schlitten zur Stadt hinaus, vor das Stei-
nentor, zur dortigen Richtstätte ge-
schleift wurde. Dort hackte man ihm die
rechte Hand ab, danach wurde er ent-
hauptet. Seinen Körper flocht man dar-
auf beim Hochgericht vor dem St. Alban-
Tor auf ein Rad, während seine Hand
und sein Kopf am Galgen aufgesteckt
wurden.

Wenn man heute, vom Zeughaus her
kommend, der Galgenhügel-Promenade
folgt, so führt sie einem zur Gellertstras-
se, wo man jenseits der Brücke zum Be-
thesda-Spital auf die einstige Richtstätte
stösst. In den späten 1960er Jahren kam
das unheimliche Relikt wieder an den
Tag, als man bei den Vorbereitungsarbei-
ten zum Autobahnbau, auf die Grund-
mauern des Galgenpodiums stiess. Dabei
fand man auch die dort lieblos verscharr-

ten Gebeine armer Sünder, vier Schädel
und Oberkörperknochen ohne Glied-
massen. Heute findet man das dreiecki-
ge Mauerfundament des Galgenpodiums
wieder hergestellt. Anstelle der Säulen
stehen drei Jungbäume im gemauerten
Dreieck. Sie erinnern jene Spaziergänger,
die sich hier auf den Sitzbänken nieder-
lassen, an die dunkle Vergangenheit die-
ses Ortes.

Ein neues Quartier entsteht

Aber, wie bereits erwähnt: Von einigen
kleinen, landwirtschaftlichen Gebäuden
abgesehen war das Gelände vor dem St.
Alban-Tor bis zu Beginn des 19. Jahrhun-
derts Acker- und Weideland. Hier hatten
Basler Familien schon vor der Schleifung
der Mauer und vor der gesetzlichen Re-
gelung des Bauens ausserhalb des Stadt-
rings Obst- und Rebärten besessen. Die
zunehmende Enge in der Stadt und die
unhygienischen Verhältnisse veranlas-
sten die betuchteren Basler, sich neue



Anwesen ausserhalb der Stadtmauern zu bauen. Nachdem der Bitte, den nicht mehr benutzten Galgen zu entfernen, stattgegeben worden war, setzte die Besiedlung des Gellerts mit dem Bau von Landsitzen und Sommerresidenzen ein. Die neu entstehenden Häuser waren Ausdruck des wirtschaftlichen Erfolges und des Lebensstils ihrer Besitzer. Frankreich stand, zumindest was die Architektur anbelangt, offenbar in jener Zeit hoch im Kurs. So sind bei den neuen Bauten der französische Barock und der offenkundige Wunsch, französische Schlösser als Vorbild zu nehmen, unverkennbar auszumachen.

So zum Beispiel das Gellertgut

Zu den reichen Basler Bürgern, die sich im neu erschlossenen Vorstadtgebiet ein Landhaus bauten, gehörte auch Stadtrat Christoph Burckhardt-Bachofen. Nach und nach erstand Burckhardt mehrere Parzellen auf dem Gellert. Im Ostteil

liess er ein klassizistisches Cabinet mit Salon und Nebenzimmern errichten, einige Jahre später baute er ein grosses Landhaus. Fortan wohnte die Familie Burckhardt im Sommer in ihrer Residenz auf dem Gellert, die Wintermonate verbrachte sie im Domhof auf dem Münsterplatz in der Stadt. Die Gartenanlage selber wurde, der Mode entsprechend, einem englischen Landschaftsgarten nachempfunden. Selbstverständlich durfte dabei auch das Lusthäuschen nicht fehlen, kleine Weglein führten am Pflanzenhaus, an Teichen und einem kleinen Brunnen vorbei. Ab 1870 wurde die Sommerresidenz im Gellertgut zum festen Wohnsitz der Familie, nicht zuletzt weil Leonhardt Burckhardt aus finanziellen Gründen gezwungen war, den Domhof an den Kanton zu verkaufen. Die drei Töchter, die je eine Parzelle auf dem Gellert erbten, liessen auf ihrem jeweiligen Besitz eine Villa errichten, zudem wurde auch das Landhaus ausgebaut. Die Reduktion der Parkanlage

nahm nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Fortgang, und es erfolgte eine sukzessive Überbauung des westlichen Areals. Dank einer grosszügigen Schenkung an die Christoph Merian Stiftung ist der Park seit 1992 für alle zugänglich. Der Gellertpark gilt heute als einer der ältesten erhaltenen Landschaftsgärten in Basel überhaupt.

Vom Verhältnis zwischen Oben und Unten

Zahlreiche Anekdoten handelten davon, so etwa jene vom armen Mann, der am prächtigen Portal eines vornehmen Hauses in der Dalbe oder im Gellert anklopfte: Ein vornehmer Herr aus dem Basler «Daig» öffnete und fragte, was der Mann wolle. Ach, sagte dieser, es seien so schwere Zeiten, er habe sechs Kinder, keine Arbeit mehr und er bitte um eine milde Gabe. Der Herr war piquiert, schüttelte ein wenig den Kopf und erwiderte, er habe nichts zu verschenken. «Nur etwas, mein Guter» – fügte er an, «nur ei-



nen Rat kann ich Ihnen geben: Jetzt müssen Sie ans Kapital gehen.» Man kann sich die Szene gut vorstellen: Dazu gehörte, dass das Herrenhaus, an dessen Portal der arme Mann geklopft hatte, trotz seiner üppigen, schmiedeeisernen Gitter nicht protzig, sondern eher «vornehm bescheiden» wirkte, gross zwar, aber im Allgemeinen nicht zu vergleichen mit den Villen von Fabrikanten und Grosskaufleuten, wie sie etwa in Frankfurt, Berlin oder zuweilen auch in Zürich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts anzutreffen waren.

Geiz oder vornehme Bescheidenheit – das ist hier die Frage. Die Antwort ist eher im Unvermögen des Basler Herrn zu sehen, sich in den täglichen Überlebenskampf des kleinen Mannes einzufühlen. Die vornehme Zurückhaltung, wie man das auch ausdrücken könnte, hatte unter anderem ihre Wurzeln in einer protestantischen Haltung der Basler Bürger, wo es verpönt war, den eigenen Reichtum in

der Öffentlichkeit zur Schau zu stellen. Das heisst nicht, dass die im Gellert entstandenen Villen nicht vornehm gebaut und eingerichtet gewesen wären. Es bedeutet auch nicht, dass die grossbürgerliche Haushaltung, vom Essen bis zur Wohnungseinrichtung, nicht sehr üppig ausgestattet war. Und dennoch: In Basel entstanden im 19. Jahrhundert keine luxuriösen Innerstadtquartiere oder Strassenzüge mit den entsprechenden Cafés, Ladengeschäften oder gar einem Opernhaus. Zudem herrschte im Bürgertum durchaus die christliche Vorstellung, sich für die Armen zu engagieren: Sie unterhielten unzählige Vereine und Organisationen durch finanzielle Beiträge und Freiwilligenarbeit. So gesehen lebten die Bedürftigen von der Unterstützung des oben erwähnten Herrn. Nicht, dass er ihnen eine milde Gabe in die Hand gedrückt hätte, sondern durch seine regelmässigen Zuwendungen an eine der vielen in Basel ins Leben gerufenen Hilfsvereine.

Verwendete Literatur

Das Gellertgut, Eine Dokumentation der Christoph Merian Stiftung, Christoph Merian Stiftung, Basel 1993

Kreis Georg/von Wartburg Beat, Hrsg., Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Christoph Merian Verlag, Basel 2000

Meier Eugen A., Basel – Einst und Jetzt, Buchverlag Basler Zeitung, Basel 1995

Salvisberg André, Die Basler Strassennamen, Christoph Merian Verlag, Basel 1999

Teuteberg René, Basler Geschichte, Christoph Merian Verlag, Basel, 1988



